

den Schornstein zertrümmerte, das Mutter Gottes-Bild vom Altar warf und alle Fenster aufrifs. Ein dritter Stofs von der Stärke des ersten bildete den Schlufs. Die Schwingung der Erde war in horizontaler Richtung. Kaum war das Erdbeben vorüber, als einige der Hauptbeschwörer herbeigeeilt kamen und die Missionare dringend und inständigst baten, ihnen doch das Recept mitzuthemen. Spät in der Nacht gab es noch eine sehr unbedeutende Erschütterung, und alsbald kamen die Dorfbewohner, um anzufragen, ob sie in ihren Häusern schlafen könnten oder die Nacht im Walde zubringen sollten, ob noch mehr Stöße erfolgen würden etc. Obgleich die Leute den in der Mission angerichteten Schaden mit Augen sehen konnten, gelang es doch nicht, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen; sie wurden wenigstens beruhigt und kehrten in ihre Häuser zurück.

XIV.

Die Expedition der Herren Dr. Blair, Holmes und Campbell nach den Goldwäschen von Caratal in Venezuela, im Spätsommer 1857.

Nach einem Bericht von Holmes und Campbell.

(Hierzu eine Karte, Taf. VII.)

Am 27. August 1857 segelten wir in dem Schooner Pheasant von Georgetown aus der Mündung des Flusses Demerara ab und ankerten am folgenden Tage um 5 Uhr Nachm. an der Mündung des Waini, nach Schomburgk unter $8^{\circ} 25' N. Br.$, $59^{\circ} 35' W. L.$ Schon eine Meile vor der Mündung ist das Meer nur 5 Faden tief und verflachte sich dann bis zu unserem Ankerplatze im Flusse auf 2 Faden; doch müssen wir bemerken, daß wir hinsichtlich des Fahrwassers keinen Führer hatten, daß es Nippfluth war und außerdem zur Zeit unserer Ankunft nicht die volle Fluthhöhe stattfand. Die später veranstalteten Sondirungen und die Aufnahme des Capt. Lyng ergaben, daß der Waini auf seiner Barre bei Springfluth 15 bis 18 Fufs Wasser hat, also für Schiffe, die hier Bauholz holen wollen, zugänglich ist. Das Fahrwasser, welches über die Barre führt, läuft genau von Norden nach Süden. Früh am 29. August verschafften wir uns von der Mündung des Barima einige Indianer, die uns den Waini stromaufwärts begleiten sollten; denn wir beabsichtigten, den Mora Creek zu untersuchen, einen natürlichen schiffbaren Canal, der die Mündung des Waini

mit dem Barima verknüpft, 50 bis 60 Miles von der Mündung des letztern in den Orinoco. Dieser Canal ist etwa 8 Miles lang, und so tief und breit, daß er, wenn er von Baumstümpfen und Treibholz gereinigt würde, Küstenfahrern den Zugang von dem einen Strome zum andern eröffnen würde und das prachtvolle Bauholz, an welchem die Ufer des Barima und seiner Nebenflüsse überreich sind ¹⁾, auf eine bequeme Weise an die Mündung des Waini behufs weiterer Verschiffung transportirt werden könnte. Nachdem vier Warrau-Indianer zu uns gestoßen waren und die Springfluth eintrat, waren wir im Stande, unsern verabredeten Plan auszuführen und mit Mr. M'Clintock, *Superintendent of Rivers and Creeks*, auf einer Felseninsel im Waini, circa 70 Miles stromaufwärts, am 4. September zusammen zu treffen. Mr. M'Clintock war in Begleitung von etwa 20 Indianern von der Mouca aus hierher gelangt, durch Wasserstraßen, welche hier eine Binnenschiffahrt von circa 100 Miles Ausdehnung gestatten.

Am 6. September verließen wir den Schooner und schifften uns mit unseren Lebensmitteln und Waaren in vier Canoes ein. In Folge der reisenden Strömung des Barima und seiner sehr starken Krümmungen brauchten wir 7 Tage (vom 6ten bis zum 12ten incl.) angestrengter Ruderfahrt, um zu dem großen Dowaicama-Cataract zu gelangen, der einen perpendicularen Fall von einigen dreißig Fuß bildet und mit einer Reihe von Stromschnellen in Verbindung steht. Hier mußten wir unsere Fahrzeuge etwa eine Mile weit über einen Trageplatz schleppen, was beträchtlichen Zeitverlust verursachte.

¹⁾ Schomburgk preist unter den Waldbäumen am Barima besonders die *Mora excelsa*. „Für diesen Baum fehlen mir eigentlich unter unseren nordischen Waldbäumen selbst die annähernden Repräsentanten. Unsere colossalsten Eichen würden nur wie Zwerge neben einem solchen Giganten stehen, dessen mächtiger Stamm von der schönsten dunkelgrünen Laubkuppel beschattet wird. Die Indianer nennen ihn den „Häuptling der Wälder“, und es ist das der bezeichnendste Name, den sie hätten wählen können. Oft hat uns dieser königliche Baum getäuscht, wenn wir, plötzlich um eine Krümmung des Flusses biegend, im fernen Hintergrunde eine Reihe grüner Hügel zu erblicken glaubten, die in der Nähe sich in einzelne Gruppen der Morabäume mit einer Höhe von 150 bis 160 Fuß verwandelten. Mannstarke Lianen umwandten mit Riesenarmen diese ungeheuren Stämme und Aeste bis zu dem äußersten Gipfel hinauf, wo sie mit ihrem Blütenkranz gleichsam das Haupt dieser Sieger über alle Bäume des Urwaldes schmückten, dann von dieser schwindelnden Höhe wieder auf die niederen Bäume herabfallen, deren Aeste ebenfalls mit ihren Armen umschlingen und so Baum an Baum fesselten, um jenen Riesen, dessen bisher sicheren Standort vielleicht der reisende Strom unterwühlte, in ihren Banden zu halten und gegen jähen Sturz zu sichern . . . Die Wichtigkeit der Mora für die englische Marine, auf die mein Bruder schon nach seiner ersten Reise hinwies, hat sich in der neuern Zeit vollkommen bestätigt. An dem oberen Barima findet man diesen werthvollen Baum in solcher Fülle und von so ungeheurer Größe, daß schon die Ufer dieses Flusses für das Material der ganzen Flotte Englands ausreichen würden.“ (Reisen in Brit. Guiana I, p. 190. 191.)

Am 15ten erreichten wir einen Indianerpfad, der uns vom Barima zum Cuyuni führte; aber ehe wir den zuerst genannten Fluß verlassen, müssen wir die Aufmerksamkeit auf die unerschöpflichen Vorräthe von dem schönsten Bauholz lenken, welche die Ufer des Waini und Barima auf eine Strecke von mehr als 200 Miles begleiten; darunter namentlich die Mora von enormer Größe und vorzüglicher Beschaffenheit, und rothe Cedern. Einen Stamm der letztern Art fanden wir im Flusse schwimmen, der nach einer Schätzung 80 Fufs lang war und 20 Fufs von der Basis noch 11 Fufs 4 Zoll im Umfange maß. Man kann in der That sagen, daß der Waini und seine Zuflüsse durch unabsehbliche Wälder von Bauholz fließen; dasselbe gilt vom Barima und seinen Nebenflüssen, die durch den Mora Creek mit dem Waini in Verbindung stehen. Sir R. Schomburgk, der den größten Theil von British-Guyana besucht hat, bemerkt: „Auf allen meinen früheren Reisen habe ich nirgends so gigantische Bäume gesehen als auf dem Gebiete, welches den oberen Lauf des Barima umgiebt.“

Am 16. September traten wir unsern Marsch über Land zum Cuyuni an. Unsere Wegweiser führten uns von einem Indianerdorfe zum andern und wir brauchten 12 Tage, bis wir diesen Fluß erreichten. Auch dadurch wurde unser Weg verzögert, daß wir unser ganzes Gepäck mitzuführen hatten, welches freilich auf einen möglichst geringen Umfang reducirt war, abgesehen von den Lebensmitteln für uns und die Indianer, da wir nicht wußten, ob wir am Cuyuni Proviant finden würden. Die Pfade waren meist ziemlich gut, das Unterholz in den Wäldern nicht so verschlungen wie in dem Tieflande und an der Küste. Das Land war hügelig, eine beständige Abwechselung von Berg und Thal, die Hügel selten höher als 2—300 Fufs, und der Boden dem Anscheine nach zum Anbau von Cocospalmen, Kaffee und anderen tropischen Producten vorzüglich geeignet. Obgleich wir so viel Zeit brauchten, um vom Barima zum Cuyuni zu gelangen, haben wir doch Grund zu der Annahme, daß auf einem graden Pfade von Fluß zu Fluß der Weg in zwei oder drei mäßigen Tagemärschen zurückgelegt werden könnte.

Nachmittags am 26. September erreichten wir das Ufer des Cuyuni, eines großartigen Stromes, der selbst in dieser Entfernung von seiner Mündung und etwa 200 Miles vom Meere noch 1500 bis 1800 Fufs breit ist. Obgleich er schon beträchtlich gefallen war, hatte er doch noch eine erhebliche Wasserfülle. Sein Lauf ging im Allgemeinen von Westen nach Osten. Stromschnellen, wenn auch von geringer Ausdehnung, waren zahlreich und hielten uns sehr auf, da wir die Boote hindurchschleppen oder die Rapiden vermeiden mußten, indem wir die kleineren und gewundeneren Canäle aufsuchten; denn fast immer war

der Strom an solchen Stellen durch zahlreiche Eilande in mehrere Arme getheilt.

Als wir den Cuyuni erreicht hatten, trafen wir wieder mit einem Accawai-Indianer zusammen, den wir vorher vorausgesendet hatten. Er war von einigen Leuten desselben Stammes begleitet, welcher die Ufer des Flusses bewohnt, und versah uns unter billigen Bedingungen mit einer kleinen Anzahl von Fell-Canoes, von denen wir gewöhnlich sieben hatten. Da unser ganzes Gepäck und die Lebensmittel bei der Landreise von Indianern hätte getragen werden müssen, so mußten wir den grössten Theil des schwereren Gepäcks zurücklassen, und uns in Folge dessen für unseren Unterhalt auf unsere Büchsen und die Hilfe der Indianer verlassen. Wir hatten bei der Jagd auch ziemliches Glück, erhielten einige Arten von Wild und mehrere Fische; aber bei unserm schnellen Marsche fanden wir doch nicht viel Zeit zum Jagen und Fischen. Zum Glück waren unsere Indianer hinsichtlich der Fleischnahrung leicht zufrieden zu stellen; sie begnügten sich mit einer tüchtigen Portion von Alligator-Guana oder anderem „Buschfleisch“, welches für den europäischen Gaumen nicht besonders schmackhaft ist.

Am 1. October kamen wir an der Mündung des Curumu vorüber, eines grossen Nebenflusses, der in das linke Ufer des Cuyuni fällt. Dieser Strom würde uns auf dem kürzesten Wege nach Tupuquen geführt haben, da er von der hohen Savanna, die sich von dem 60sten Längengrade bis an den Orinoco erstreckt, herkommt und nicht weit von dem Dorfe Belem de Tumeremo vorbeifliesst, welches nur 30 Miles von den Goldwäschen bei Caratal entfernt ist. Aber wir konnten diesen Wasserweg nicht einschlagen in Folge des massenhaften Treibholzes, welches den Flußlauf versperrt. Liegt dieser Fluß noch in unserem Territorium ¹⁾, so besitzt Britisch-Guyana einen ausgedehnten Theil der Savanna oder des Tafellandes, welches für die Viehzucht so außerordentlich geeignet ist, und hierher, an die Ufer dieses Flusses, sollte von der Colonie eine Strasse gebaut werden, die uns auf einmal jene unermesslichen Weidelandschaften eröffnen würde, deren einziger Ausweg für die Producte der Viehzucht jetzt der Orinoco ist, obgleich sie von diesem eben so weit entfernt sind wie vom Essequibo.

Am 30. September erreichten wir die ersten Hügel, die den Namen von Bergen verdienen. Sie entwickeln sich allmählich zu der

¹⁾ Es wird den Lesern vielleicht aus den Zeitungen bekannt sein, daß der Gouverneur von Britisch Guyana, Wodehouse, sich in diesem Jahre nach Venezuela begeben hatte, um hinsichtlich der Grenzen ein festes Arrangement zu Stande zu bringen. Aber der Ausbruch der Revolution in Venezuela und der dadurch bewirkte Sturz Monagas' durchkreuzte den Plan, so daß die alte Ungewißheit vorläufig fort-dauert.

Ekreku-Kette, und erreichen eine Höhe von mehr als 2000 Fuß; am Fufse dieser Kette kamen wir am 2. October vorüber. Das landschaftliche Bild war sehr überraschend, das Klima angenehm, der Fluß schnell und schimmernd, sein Wasser vorzüglich. Die See- oder östliche Brise fing um 10 Uhr Vorm. zu wehen an und hörte erst Abends auf. Die Nacht war im Allgemeinen windstill, aber die Luft so trocken, wie wir es in keinem anderen Theile Guyana's gefunden haben; nach der Ansicht Dr. Blair's sind die Ufer des oberen Cuyuni für eine europäische Ansiedelung sehr geeignet. Auf dem ganzen Wege den Barima aufwärts und zu Lande nach dem Cuyuni hatten wir grofse Massen von Quarz bemerkt, welche in Verbindung mit Granit und Gneis die geologische Formation der Gegend charakterisiren. Der Quarz wurde immer überwiegender; im Ekreku Creek, der in das rechte Ufer des Cuyuni mündet, fanden wir, dafs der Boden aus grobem weifsen Quarzsande bestand. Das Gestein, das in den benachbarten Bergen zu Tage trat, schien ebenfalls Quarz zu sein, und wir haben Grund zu der Annahme, dafs wir, wenn wir hinlängliche Erfahrungen und Zeit zu Untersuchungen gehabt hätten, in dieser Gegend Gold gefunden haben würden. Nachdem wir 12 Tage den von Europäern so selten besuchten und wie wir glauben noch nie beschriebenen Cuyuni aufwärts gefahren waren, erreichten wir am Morgen des 7. October den Fluß Yuruan, und verliesen den Cuyuni, der hier noch immer über 900 Fuß breit ist und von Südwest herkommt, während der Yuruan, der circa 600 Fuß breit ist, aufwärts nach Westen führt. Nach einer Ruderfahrt von circa 8 Miles den Yuruan aufwärts erreichten wir den Yuruari, der an seiner Mündung circa 450 Fuß breit ist. Der erstere Fluß behält auch noch weiter seine Richtung von West nach Ost bei, während der Yuruari fast genau von Norden nach Süden fließt. Ueberraschend war der Unterschied in der Farbe des Wassers der beiden Flüsse: der Yuruan ist tief und saftig braun und sehr klar, während der Yuruari von der Farbe wässeriger Milch oder weifsen Thones ist; das Wasser des letztern Flusses soll durchaus nicht gesund sein; es enthält jedenfalls eine beträchtliche Masse erdiger Substanzen. Anfangs war der Yuruari ruhig und glatt, bald aber kamen wir an eine Reihe von Stromschnellen, die sich bis Tupuquen hinziehen und an Zahl wie an Gewalt der Strömung die im Cuyuni übertreffen. Hier wurden wir auch von Mosquitos heimgesucht, die uns selbst am Tage kaum ruhen liefsen, sie schienen sogar in der Sonnenhitze besonders böse zu sein.

Am 9. October erreichten wir die erste Savana; sie war vor Kurzem von den Indianern abgebrannt worden, um — wie sie uns versicherten, die Land-Schildkröten zu fangen. Es war eine grasreiche

Wildnifs ohne ein Zeichen animalischen Lebens. Ein Accawai-Indianer hatte seine Wohnung auf dem Gipfel eines Hügels errichtet, von dem man eine schöne und weite Aussicht genofs: da lagen Tausende von Morgen schöner Weideländereien herrenlos vor uns. Mehrere Miles weit war der Yuruari auf beiden Seiten von Savannen umgeben und einem schmalen Streifen Buschlandes unmittelbar an seinen Ufern. Als wir uns Tupuquen näherten, trafen wir mehrere Viehzucht-Niederlassungen, von denen die meisten früher dem Obristen Hamilton gehört hatten, der in dieser Gegend ausgedehnte Ländereien besafs. Zuweilen wohnten auch die Eigenthümer hier, in andern Fällen standen Inspectoren an der Spitze der Farmen. Der Umfang der Heerden, die zu den einzelnen Niederlassungen gehören, ist sehr beträchtlich; er beläuft sich oft auf 10 bis 20,000 Häupter; aber dafs eine solche Zahl hier praktisch verwerthet werden könnte, wagen wir nicht zu versichern.

Am 13. October Mittags erreichten wir den Landungsplatz von Tupuquen; das Dorf selbst liegt eine halbe Mile vom Flusse entfernt. Hier trafen wir einen Mr. Gray, den Sohn eines früheren Heerdenbesitzers in unserer Colonie. Er führte uns nach Tupuquen und stellte uns dem Alcalde vor, welcher das Amt eines Richters und Magistrats mit dem Gewerbe eines Restaurants und Verkäufers von Spirituosen verknüpfte. Wir wurden höflich empfangen und nicht inquirirt. Der Alcalde hatte offenbar die Ueberzeugung, dafs wir in friedlicher Absicht gekommen wären, da er uns Wohnungen einräumte und uns für eine Vergütung Lebensmittel verschaffte. Das Dorf Tupuquen besteht aus etwa 50 bis 60 Lehmhütten, die mit Dachziegeln gedeckt sind und kaum den Namen Häuser verdienen. Es bildete früher eine der 32 Missionen, in welche dieser Theil des Landes unter der alten spanischen Herrschaft eingetheilt war; jeder derselben stand ein Capuziner vor. Die Revolution beseitigte diese Ordnung der Dinge, und obgleich die Häuser dem Namen nach den Indianern gehören, haben doch jetzt meistens andere Besitzer sich dieselben zugeeignet, welche die Anziehungskraft der Goldwäschen in diese sonst kaum besuchte Gegend angelockt hat.

Am 14ten Morgens brachen wir nach den Wäschen von Caratal auf. Wir setzten über den Yuruari, und ein scharfer Marsch von zwei Stunden durch Wald, über Berg und Thal brachte uns zu einem Dorfe von etwa 50 mit Stroh gedeckten Wohnungen, die in der Gröfse von einer kleinen Hütte bis zu einem gewöhnlichen Wohnhause variirten. Da diese Wohnungen meistentheils keine Wände hatten und nach allen Seiten geöffnet waren, so legt der Umstand, dafs Diebstähle hier nicht vorkommen, ein glänzendes Zeugniß für die Redlichkeit der Goldgräber

ab. Ueber die Zahl der Bewohner konnten wir keine Gewissheit erlangen; man schätzte sie verschieden, auf 120 bis 200; die letztere Zahl entspricht der höchsten Angabe. Die Goldgräbereien liegen im Urwalde und bestehen aus einer Anzahl von Gruben oder Schachten, die von einzelnen Individuen oder von kleinen Gesellschaften gegraben sind. An bindenden Gesetzen zur Regulirung dieses Gemeinwesens fehlt es. Jedes Individuum hat das Recht, sich einen noch nicht in Besitz genommenen Ort anzueignen und seine Arbeiten daselbst zu beginnen. Aeusere Anzeichen, ob die Grubenunternehmungen erfolgreich sein werden, giebt es fast gar keine; man verläßt sich darauf, daß in unmittelbarer Nähe Gold gefunden wurde, und dieses ist gar kein zuverlässiges Kriterium, da das kostbare Metall an einem bestimmten Punkte gefunden werden kann und die Orte in ganz unmittelbarer Nähe sich als goldleer erweisen.

Das Verfahren bei diesen Arbeiten ist folgendes. Hat man eine Stelle, etwa 8 Fufs breit und 20 Fufs lang, ausgewählt, so muß der Goldgräber zunächst das Buschwerk beseitigen und meistentheils auch einen Waldbaum von beträchtlicher Größe ausgraben. Nach Entfernung der obersten Erdschicht kommt er auf einen festeren Untergrund, der durch eine Picke zerhauen werden muß, ehe er herausgeschaufelt werden kann. Ist man 7 oder 8 Fufs tief in die Erde eingedrungen, so sammelt sich manchmal Wasser in der Grube an, manchmal stößt man auf den harten Fels; in beiden Fällen ist die bisherige Arbeit verloren. Wenn die Speculation glücklicher war, so stößt man in einer durchschnittlichen Tiefe von 10 bis 15 Fufs auf eine Schicht, die mit dem technischen Ausdruck „die Graja“ genannt wird, ein Lager von Erde, Thon, Quarz, Eisenstein, welche auf steifem Lehm ruht und das Gold enthält. Diese ganze Schicht, die gewöhnlich 1 Fufs mächtig ist, muß sorgfältig an den Rand des Schachtes befördert werden, von wo sie, wenn sie in hinlänglicher Menge vorhanden ist, in Säcken auf dem Rücken etwa $\frac{1}{4}$ Mile weit zu dem nächsten Bache getragen wird, wo man sie, Stück für Stück, in einer Wiege auswäscht; der Arbeiter muß dabei bis an die Hüften im Wasser sitzen. Ist das Glück ihm günstig, — denn es ist ein wahres Lotto, — so findet er, wenn er eine Wiege voll verwaschen hat, einige Partikelchen und kleine Körnchen Gold, aber oft ist alle Mühe vergebens, eine Wiege voll nach der anderen verschwindet, ohne die geringste Spur des kostbaren Metalls zu zeigen. Es ist schwer zu sagen, wie viel Zeit die ganze Operation des Entholzens, Grabens und Waschens in Anspruch nimmt; aber durchschnittlich dürfte sie wohl eine dreiwöchentliche anstrengende Arbeit verlangen; und noch schwieriger ist es zu sagen, welche Resultate daraus hervorgehen. Unter sieben Fällen mag nur einer vorkommen, der

wirklich lohnend ist. Doch man kann nicht leugnen, daß zuweilen der Gewinn groß ist. Wäre Caratal ein gesunder Platz, so würde die Aussicht auf Erfolg vielleicht einen betriebsamen und beharrlichen Mann verlocken können, hier sein Glück zu versuchen; aber endemische Krankheiten spielen hier eine große Rolle. Wir haben hier nicht einen einzigen Menschen getroffen, der nicht mehr oder weniger von Fieber oder Unterleibsentzündung gelitten hätte; die letztere soll nach der Ansicht der Goldgräber durch die schlechte Beschaffenheit der einzigen Quelle verursacht werden, von der man hier Trinkwasser erhalten kann. Aertzlichen Rath kann man selbst in Tupuquen nicht finden, und Medicamente, — wenn sie überhaupt vorhanden sind, können nur zu unerschwinglichen Preisen beschafft werden. Die einzige Nahrung, die man hier findet, besteht in Rindfleisch und Cassava-Brod; und da sich das Fleisch nur sehr kurze Zeit hält, ist es fast nie frisch zu bekommen. Die gewöhnliche Nahrung der Goldgräber besteht in *tasso* (Fleisch, das in der Sonne getrocknet ist), ein höchst unschmackhaftes und ungesundes Nahrungsmittel, denn da das Salz, ein in Venezuela sehr theures Gewürz, äußerst sparsam verwendet wird, ist das Fleisch meistentheils sehr verdorben. Kurz, wenn wir Alles zusammen in Betracht ziehen, die anstrengende Arbeit, die Krankheiten, den Mangel an Medicin und an ärztlicher Behandlung, die unzureichenden und wenig nahrhaften Lebensmittel, das Ungeziefer (die Gruben wimmeln von Flöhen, Chigoes, *bêtes rouges*, Zecken und anderen Insecten) und den totalen Mangel an dem gewöhnlichsten Comfort, so müssen wir es unbedenklich für eine Thorheit erklären, wenn ein thätiger Mensch sich aus der Colonie nach den Gruben begiebt, selbst wenn der Erfolg der Wäsche sicherer wäre als er es in der That ist. Aber um wie viel mehr hat man hier die Arbeit in den Gruben zu verwünschen, da wir nach Allem, was wir erfahren konnten, — und wir gaben uns alle Mühe, darüber zur Gewißheit zu gelangen, — wirklich glauben müssen, daß man auf jeder Ansiedelung in der Colonie durchschnittlich einen höheren Tagelohn erhalten kann, als man ihn unter den gegenwärtigen Umständen bei der Grubenarbeit zu Caratal erwarten darf. Wir trafen mehrere in der Colonie und in Britisch West-Indien geborene Individuen, die bitterlich darüber klagten, daß sie die Heimath verlassen hatten. Einige derselben waren in Folge ihrer untergrabenen Gesundheit und ihrer Schulden außer Stande, eine Reise zu unternehmen, die einen zwölf- bis fünfzehntägigen Marsch verlangt, um nach Las Tablas zu gelangen, dem Einschiffungsplatze am Orinoco; sie schienen hoffnungslos ihrem Ende in Caratal entgegen zu sehen.

Da unsere Reise nach Caratal viel mehr Zeit in Anspruch ge-

nommen hatte, als wir gedacht, beeilten wir sehr unsere Rückkehr nach Georgetown. Wir hielten uns deshalb nur zwei Tage bei den Gruben auf, und obgleich unsere Indianer unter Leitung des Herrn M'Clintock angefangen hatten, eine „Barranca“ zu graben, wie die Schachte hier technisch genannt werden, warteten wir doch nicht das Resultat ab, sondern verließen sie, als sie 8 bis 10 Fufs tief gekommen waren. Bei dem Aufbruche nahmen wir noch mehrere Proben Quarz mit, der Gold enthielt, wie auch einige Stücke desselben Gesteins mit kleinen Theilchen eines weissen Metalls, das man für Platina hielt.

Als wir am 18. October für uns drei Pferde — schlechte Thiere, für die wir eine exorbitante Miete zahlen mußten — und für das Gepäck und die Diener vier Esel gemiethet hatten, brachen wir mit einem berittenen Führer auf nach Upata. Bei der Reise über die weite Savana wäre es für uns unmöglich gewesen, uns ohne Führer zurecht zu finden, da unser Pfad kaum anders kenntlich war, als an Viehspuren, die sich nach allen Richtungen durchkreuzten. Die parkähnliche Scenerie der Landschaft überraschte uns sehr; Berge von mindestens 1500 Fufs Höhe, bis zu den Gipfeln mit Grün bekleidet; hier und dort hoben sich Baumgruppen von der Ebene ab, deren scharfumrisener Hintergrund aus beträchtlicheren Waldungen bestand. Das war der Charakter der Landschaft auf der ganzen Strecke bis zu dem Dorfe Guacipati, wo wir am 19. October unser Nachtquartier nahmen. Wir wurden von der Frau des Senhor Miranda sehr freundlich empfangen, die, bei der Abwesenheit ihres Mannes, uns das Beste anbot, was in ihrem Hause zu finden war, und jede Bezahlung ablehnte. Ich darf es nicht unbemerkt lassen, daß wir in einem Lande, wo Gasthäuser unbekannt sind und wo sich die Reisenden in Folge dessen auf die Gastlichkeit der Bewohner verwiesen sehen, auf das Herzlichste empfangen wurden, und obwohl die gewöhnlichen Lebensmittel der Bewohner, Tasso und Cassava-Brod, uns höchst unschmackhaft waren, wurden sie uns doch freundlich und reichlich sowol für uns selbst wie für unsere Diener vorgesetzt. Es ist merkwürdig, daß in einem Lande der Viehzucht wie dasjenige, durch welches wir eben reisten, Milch und Käse nur selten genossen werden, die erstere, weil sie nach der Ansicht der Leute zum Fieber prädisponirt; Butter ist ganz unbekannt. Auch das Dorf Guacipati ist eine der Missionen, die wir vorher erwähnt haben. Seine Kirche, ein Gebäude von 150 Fufs Länge und 50 Fufs Breite, ist in ziemlich gutem Stande; auch die Wohnungen der Mönche existiren noch; und wenn man aus dem Umfange der Räumlichkeiten, den zahlreichen Werkstätten, Läden, Geräthschaften, Küchen und Speisesälen einen Schluß zieht, so müssen sich die ehrwürdigen Väter, inmitten einer zahlreichen und gehorsamen indianischen

Bevölkerung, eines hohen Grades von Wohlbefinden erfreut haben. Die traditionelle *chronique scandaleuse* erzählt böse Geschichten, dafs sie keine angenehmen Zuchtmeister gewesen sind, auch die Klostergebäude nicht gerade strenge beobachtet haben. Sie berichtet auch, dafs sie mit dem Vorkommen des Goldes in der Nachbarschaft wohlbekannt waren und dafs von ihnen grofse Summen ihren Obern während der alten spanischen Herrschaft übersandt wurden.

Von Guacipati brauchten wir vier Tage langsamen Reitens — wir mußten nämlich auf das Gepäck und auf die Esel warten — nach Upata. Der Charakter des Landes blieb im Ganzen derselbe: Hügel und Thäler, Grün und Wälder, mit Bergen in der Ferne. Auf der einen Seite lag die Fortsetzung der Caratal-Berge, auf der andern die Nuria-Kette, die sich mehrere Miles weit erstreckte. Ihrer Formation und ihrem äufseren Ansehen nach sind sie sämmtlich vulcanischen Ursprungs. Das ganze Land ist reich an Quarz. Die Abhänge der Berge waren oft mit Massen dieses Gesteins vom reinsten Weifs bedeckt, was uns an Sir Walter Raleigh's Beschreibung erinnert, der sie als Felsen von „weifsem Spat, *el madre del Oro*“ charakterisirt. Aus der Entfernung sehen sie oft aus wie Gruppen grofser Schafheerden. Die ganze Gegend ist ein einziger ununterbrochener Strich von Weideländereien, von zahlreichen Wasseradern durchzogen, und obwohl das Gras ziemlich grob ist, bekommt es dem Vieh doch offenbar sehr gut. Die Zahl der Heerden, die wir zu Gesicht bekamen, war verhältnifsmäfsig gering; aber das Vieh war durchweg glatt, und wenn nicht fett, so doch in gedeihlichem Zustande und kräftig. Wir kamen auf unserem Wege durch ein halbes Dutzend Farmen; in einigen derselben frühstückten, in anderen schiefen wir. Die Hacienda Para Para fiel uns als eine besonders wohlhabende auf; aufser 20—30,000 Häuptern Rindvieh und etwa 100 Pferden, hatte der Eigenthümer einige Morgen Zucker- und Tabacks-Plantagen in Cultur. Sein Haus, das aus Lehm gebaut war, wie alle in dieser Provinz, war recht geräumig. Zu den Wirthschaftsgebäuden gehörte eine Zuckermühle und eine Siederei. Die Mühle bestand aus drei verticalen hölzernen Walzen, die durch thierische Kraft in Bewegung gesetzt wurden; sie lieferte täglich ihre 300 „Papillons“ oder Hüte Braunzucker. Der Zucker fliefst in Tröge, die aus einem Baumstamme ausgehöhlt sind, und durch den Siedeprocess erzielt man es, dafs der Saft vollständig, ohne Residuum, gerinnt. Die Taback-Ernde war gerade reif geworden; sie schien von guter Qualität und muß schnelle Abnahme finden, da in Venezuela Männer, Weiber und Kinder insgesamt eingefleischte Raucher sind. Den Werth der Heerden taxirte der Besitzer durchschnittlich 10 Pesos oder 8 Dollars pro Kopf, mit Einschlufs des Wohnhauses und alles Zubehörs. Das

Land wird in diesem Theile Venezuela's selten als freies Eigenthum besessen; Jedermann kann sich um Land, das noch nicht bearbeitet wird, bewerben und, sobald es aufgenommen ist, gegen die Entrichtung einer unbedeutenden jährlichen Abgabe an das Gouvernement einen Besitztitel erlangen; er beginnt dann, es mit Heerden zu besetzen oder es in Cultur zu nehmen, und wird selten aus seinem Besitz verdrängt, aufser durch eine Revolution.

Am 23. October erreichten wir Upata, einen Ort, der von allen, welche wir auf unserer Reise kennen lernten, das blühendste Aussehen hat. Er besteht aus etwa einem Dutzend Strafsen von einstöckigen, mit Ziegeln gedeckten Häusern, aber Alles athmet Wohlstand, hauptsächlich in Folge des Handels nach den Goldgräbereien, da alle nach Tupuquen bestimmten Waaren durch Upata gehen. Hier kamen wir zum ersten Male mit den Localbehörden in Berührung; ein Beamter verlangte unsere Papiere zu sehen, und obgleich wir ihm deutlich machten, das Alles in gesetzlicher Ordnung wäre, schien er doch nicht ganz befriedigt. Allerdings waren in Bezug auf unsere Absichten die seltsamsten Gerüchte in Umlauf. Man erzählte sich, das das englische Gouvernement sich der Provinz zu bemächtigen und alle Venezuelaner daraus zu vertreiben beabsichtige. Selbst der Gouverneur Marmol liefs sich herbei, diesen Fabeln sein Ohr zu leihen, er hielt an die Miliz von Upata, die bei dieser Gelegenheit aufgeboden wurde, eine Ansprache in höchst patriotischen Ausdrücken, über die Nothwendigkeit, Heimath und Familie zu vertheidigen. Dieses Militär ist nicht sehr furchtbar; ein paar altmodische Musketen waren die einzigen Feuerwaffen, die man aufweisen konnte; und von diesen gingen nur 5 oder 6 los, als eine Freudensalve commandirt wurde. Dem Anscheine nach hatte der Gouverneur sowol nach Upata wie nach Las Tablas Weisungen gesandt, das wir aufgefordert werden sollten, uns nach Angostura zu begeben und uns dort den Behörden vorzustellen; aber da er angeordnet hatte, das keine Zwangsmafsregeln getroffen werden sollten, kümmernten wir uns um die Aufforderung nicht, besonders da sich der Gouverneur selbst auf dem Wege nach Tupuquen befand.

Am 24. October verliesen wir Upata und frühstückten bei Senhor Pedro Maria Nunez, der mit einer Creolin aus Guyana verheirathet ist. Vormittags besuchten wir, von Herrn Dräger aus Upata geführt, einen Berg, der dem Wohnsitze des Herrn Nunez gegenüberliegt und aus einer Masse bestand, die nach den von Dr. Shier untersuchten Proben brauner Hematit, ein sehr reiches Eisenerz ist. Herrn Dräger zufolge sollen ungeheure Massen dieses Erzes in den Bergen 30 bis 40 Miles von Upata gefunden werden. Das Land zwischen Upata und Las Tablas ist sehr gebirgig und bewaldet, und die Weidestrecken sind weniger

ausgedehnt. Doch kamen wir noch an einigen Viehzucht-Etablissements vorüber.

Am 25. October erreichten wir Las Tablas, ein Dorf am Orinoco, von 40 bis 50 Leimbäusern, die zum Theil mit Ziegeln, zum Theil mit Stroh gedeckt waren. Wir wurden von Herrn Behrens sehr freundlich aufgenommen, dessen Haus die bedeutendste Handelsfirma der Provinz ist. Die Entfernung von Tupuquen nach Las Tablas schätzten wir auf 150 Miles; es giebt aber auch einen kürzeren Weg über Pastora. Las Tablas ist kein Eingangshafen; seine Bedeutung liegt nur darin, dafs von hier viel Vieh verschifft wird; und da es der Punkt am Orinoco ist, der Upata zunächst liegt, gehen alle nach dieser Stadt bestimmte Waaren durch Las Tablas.

Am 26. October reisten wir in einem gemietheten Corial nach Barrancas und erreichten diesen Platz nach zwölfstündiger anstrengender Ruderfahrt in einem offenen Boot. Wir blieben hier nur einen Tag, da Mr. Burnett uns freundschaftlichst anbot, den Loyal — ein Schiff, welches Vieh nach Cayenne führte, zur Fahrt bis Point Barima zu benutzen, wo der Pheasant auf uns wartete. Barrancas liegt am linken Ufer des Orinoco, dessen Wasserstand hier zwischen Juli und December um fast 40 Fufs differirt. Die Stadt ist von Lagunen umgeben, welche mit dem Flusse zusammenhängen; diese trockneten jetzt aus und die Einwohner litten stark an Fiebern. Da bis jetzt kein einziges Mitglied unserer Expedition auch nur einen Tag krank gewesen war, so müssen wir annehmen, dafs hier der Keim zu dem Fieber gelegt wurde, welches bei unserem tiefbetraueten Collegen, Dr. Blair, einen so unglücklichen Ausgang nahm. Wir selbst und unsere Diener wurden vom Fieber ergriffen, und litten viel während unserer dreitägigen Fahrt auf dem Orinoco von Barrancas abwärts bis zur Mündung des Barima. Nur Dr. Blair war frei von einem Anfalle geblieben. Am Morgen des 31. October erreichten wir den Pheasant, der vor Point Barima lag, und waren Alle hocheifrig, dafs wir glücklich angelangt waren. Er ist ein nettes Schiff und für seine Gröfse auferordentlich bequem. Abends benutzten wir die Ebbe, um abzusegeln, und befanden uns am folgenden Morgen, Sonntag den 1. November, vor der Mündung des Waini. Um 10 Uhr hatte Dr. Blair einen Anfall, wie er glaubte, von Lungen-Congestion, und liefs sich zur Ader; der Anfall kehrte zweimal wieder, jedesmal schlug er wieder eine Ader; es trat grofse Erschöpfung ein und hielt an bis zu unserer Ankunft in Georgetown, 4 Uhr am 5. November; wir waren gerade 10 Wochen abwesend gewesen. Der unglückliche Ausgang seiner Krankheit ist noch in zu frischem und zu traurigem Angedenken, als dafs wir uns darüber verbreiten sollten. Das aber dürfen wir hier wohl bemerken,

dafs unser verstorbener College die Seele der Unternehmung war; sein scharfer klarer Verstand, sein eindringender und aufmerksamer Geist befähigte ihn, schnell zu richtigen Resultaten zu gelangen. Ihn frapirten die hervorragenden physischen Hilfsquellen des Landes am obern Cuyuni, die prachtvolle Scenerie und das herrliche Klima; obgleich wir 10 Tage lang diesen Strom aufwärts ruderten, war die Landschaft doch so mannigfaltig, dafs wir jeder Tagereise mit Vergnügen entgegen sahen. Bei den Gräbereien zu Caratal wurde Dr. Blair von Kranken umlagert, die seine Hilfe verlangten; er gewährte sie überall und umsonst. Unser geringer Vorrath von Medicamenten schwand schnell dahin, und es ist sehr möglich, dafs wenn er nicht die letzte Dosis Chinin einem Kranken in Barrancas gegeben hätte, sein eignes so werthvolles Leben hätte gerettet werden können.

Wir können diesen Bericht nicht schliessen, ohne die indianische Bevölkerung zu erwähnen, welche das Land zwischen den Flüssen Pomeroun und Amacuru, dem atlantischen Ocean und dem Cuyuni bewohnt. Mr. M'Clintock, ein zuverlässiger Gewährsmann, da er vor einigen Jahren einen Census der indianischen Bevölkerung veranstaltet hat, schätzt ihre Zahl auf ungefähr 2500 Seelen. Während unserer Expedition hatten wir zu verschiedenen Zeiten 30 bis 40 Indianer von fünf verschiedenen Stämmen bei uns. Wir fanden sie während der acht Wochen, in denen wir mit ihnen zu thun hatten, durchweg zuverlässig und ehrlich; nicht die unbedeutendste Sache kam uns abhandeln. Sie waren thätig und gutwillig, hinsichtlich der Nahrung leicht zufrieden zu stellen, und es freut uns, unsere unbedingte Zufriedenheit mit ihrer Aufführung aussprechen zu können. Uebrigens darf man nicht vergessen, dafs sie unter der Aufsicht des Herrn M'Clintock standen, der eine Reihe von Jahren hindurch Superintendent der Wasserstrafen am Pomeroun und in den benachbarten Districten gewesen ist. Das unbegrenzte Vertrauen, welches die indianische Bevölkerung gegen diesen Mann hegt, legt für beide Theile ein günstiges Zeugniß ab; ohne Zweifel beruht dasselbe auf vieljährigen Erfahrungen aus der Zeit, während deren Herr M'Clintock ihr Protector gewesen ist. Wir wollen für den Fall, dafs, wie wir vorher andeuteten, eine Strafse nach den Savannen in der Nähe des Curumu angelegt werden sollte, noch hinzufügen, dafs eine große Anzahl von Arbeitern, die im Roden geübt sind, unter den Indianerstämmen am Waini und seinen Zuflüssen leicht zusammengebracht werden kann, die auch für den Wegebau vollkommen geeignet sind.

Nachdem das Obige geschrieben ist, erhalten wir von Herrn M'Clintock eine Mittheilung, welcher wir entnehmen, dafs die Indianer, die wir bei der Grubenarbeit beschäftigt verlassen hatten, am 17. October

auf die Graja oder Goldsicht gestofsen waren; sie hatten eben zu waschen angefangen und aus den ersten Wiegen einige Partikelchen Gold gewonnen, als in der folgenden Nacht ein Gewitter mit heftigem Regen eintrat, welcher den Schacht zur Hälfte mit Wasser anfüllte. Mr. M'Clintock blieb bis zum 20sten in Caratal, wo er, da die Regengüsse heftig und anhaltend blieben und die unter seiner Leitung stehenden Indianer fast insgesamt krank waren, es für nothwendig hielt, das Unternehmen aufzugeben. Am 20. October trat er seine Rückreise nach dem Pomeroon an. Der Yuruari war um 16 bis 20 Fufs gestiegen; Fälle, Felsen, Stromschnellen waren sämmtlich verschwunden; von der reisenden Strömung stromabwärts getragen, legte M'Clintock einen Weg, der uns bei der Bergfahrt acht Tage aufgehalten hatte, in vier Tagen zurück. Wie es scheint, hatten die „Nord-Regen“, wie die Spanier sie nennen, begonnen, die oft bis Ende December anhalten. Mr. M'Clintock erreichte von Tupuquen aus den Pomeroon in 22 Tagen, — wir brauchten 45 Tage dazu. Es ist erfreulich zu erfahren, dafs unter den Indianern kein Todesfall eingetreten ist, obgleich alle mehr oder weniger vom Fieber zu leiden hatten.

XV.

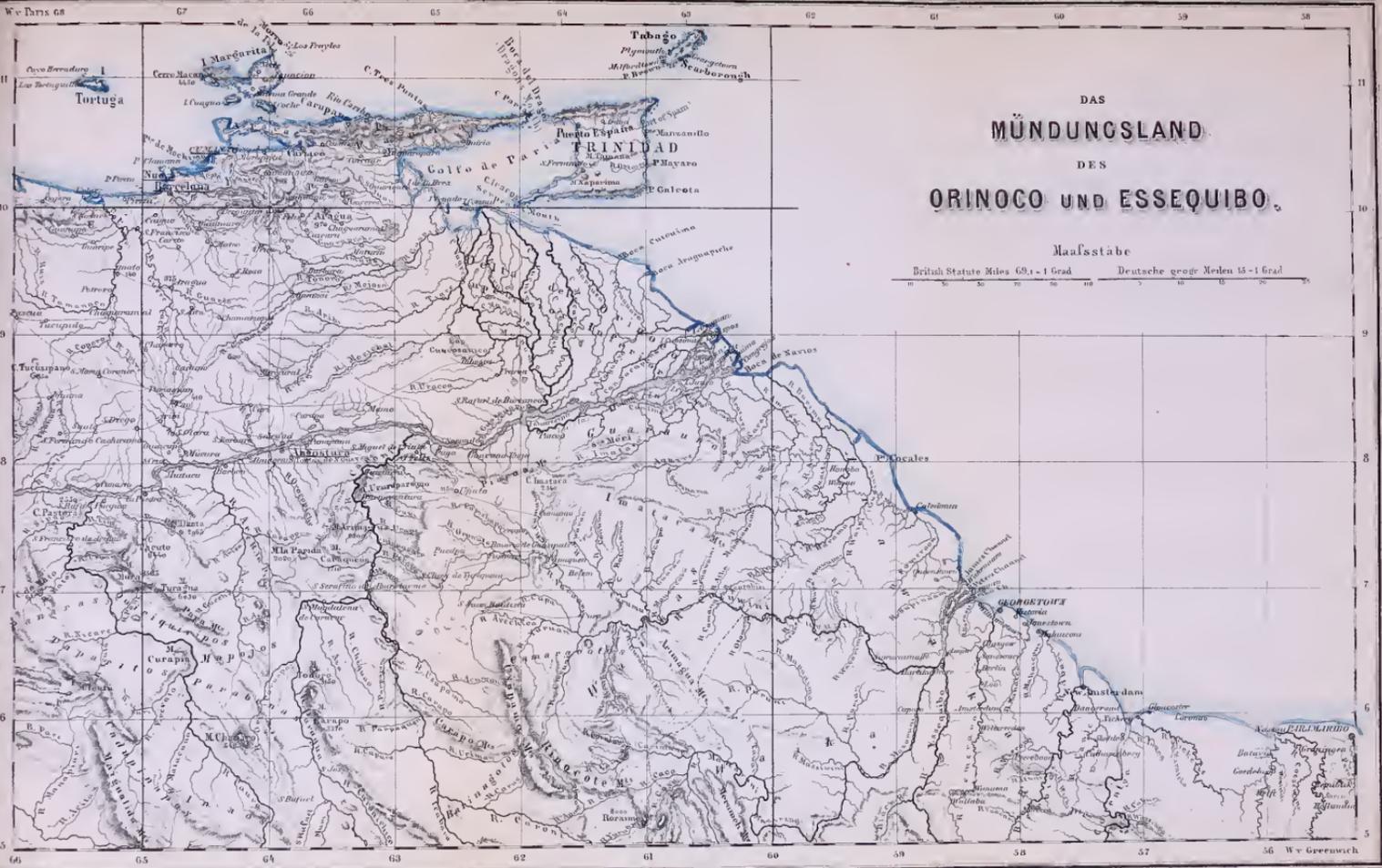
Die Mineralien Grönlands und ihre Fundorte.

Nach H. Rink von A. v. Etzel.

I. Nord-Grönland ¹⁾.

1) District Godhavn. — Die Insel Disko besteht der Hauptsache nach aus sogenannten Trappgebirgen. Trapp ist eine ältere vulkanische Gebirgsart, die an vielen Stellen noch grofse Aehnlichkeit mit dem Aussehen der Lava zeigt, schlackig und mit Blasen und Löchern erfüllt ist. Besonders in diesen Blasen und Löchern zeigen sich merkwürdige, größestentheils krystallisirte Mineralien, sogenannte Zeolithe. Der Trapp bildet grofse horizontale Schichten, was man deutlich an den Abhängen oder den scharf abgeschnittenen Seitenwänden erkennt; es scheint jede derselben aus einem Strome entstanden, der sich über die darunterliegende ausgebreitet hat und zusammen erreichen sie eine Dicke von 2 bis 3000 Fufs, jede einzelne misst 60 bis 100 Fufs. An

¹⁾ Vergl. die Karte von Nord-Grönland, Taf. I zum zweiten Bande (1854) dieser Zeitschrift.



DAS
MÜNDUNGSLAND
 DES
ORINOCO UND ESSEQUIBO.

Maaßstäbe
 British Statute Miles 69,1 = 1 Grad Deutsche große Meilen 15 = 1 Grad

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1858

Band/Volume: [NS 4](#)

Autor(en)/Author(s): Anonymus

Artikel/Article: [Die Expedition der Herren Dr. Blair, Holmes und Campbell nach den Goldwäschen von Caratal in Venezuela, im Spätsommer 1857 365-378](#)